

Common Spaces

Räume des Gemeinschaftens verstehen und gestalten

Inwiefern beeinflusst die gebaute Umwelt das gesellschaftliche Zusammenleben? Was ist der Unterschied zwischen öffentlichem Raum und gemeinsamem Raum? Wie lässt sich Zusammenleben gemeinschaftlich organisieren und welche Konsequenzen sind damit verbunden? Mit diesen Fragestellungen beschäftigte sich ein Kunstkurs im Kontext des Semesterthemas „Architektur und Stadtplanung“.

Die Ausgangsidee für die Unterrichtsreihe (s. Kasten 1) einer 11. Klasse am Wald-dörfer-Gymnasium in Hamburg basiert auf dem Konzept des „lumbung“ (<https://documenta-fifteen.de/glossar/>).

Dieses Konzept möchte das indonesische Künstlerkollektiv ruangrupa im Zuge der documenta fifteen auf das Feld der Kunst übertragen und zur Anwendung bringen. Das indonesische Wort für eine



2 | Unterrichtswerk (Jg. 11): Schaubild der Nutzungspraktiken der Herbertstraße in Hamburg

Foto: © Johanna Tewes



1 | Unterrichtswerk (Jg. 11): Analyse der Nutzungspraktiken auf einem Friedhof

Foto: © Johanna Tewes

gemeinschaftlich genutzte Reisscheune steht im Sinne eines Genossenschafts- oder Kooperationsgedankens für „eine nachhaltige, soziale Arbeitsweise, bei der sich die Beteiligten gegenseitig helfen und fördern“, gleichzeitig aber auch Verpflichtungen gegenüber der Gemeinschaft eingehen (Schott 2021, S. 54).

Wie solche Common Spaces in Zukunft aussehen könnten und in welcher Weise sie unser Zusammenleben prägen und verändern werden, darüber wird auch in der Architektur und Stadtplanung seit einigen Jahren diskutiert.

Die auf Vorstellungen von Teilen und Gleichheit basierenden Konzepte des Commonings (s. Kasten 2) bilden zudem einen Kontrapunkt zu Entwicklungen der Privatisierung und Kommerzialisierung öffentlicher Räume, wie sie sich etwa in profitorientierten Sharingsystemen – etwa Airbnb, Carsharing, Uber oder E-Scooter – materialisieren. Diese lassen damit immer auch Fragen nach Eigentum und Zugang zu Ressourcen, Identität und Diskriminierung deutlich werden.

Einstieg: Architektur als gesellschaftsstiftenden Faktor begreifen

Ziel der Einstiegsstunde war es, den Schülerinnen und Schülern zu verdeutlichen, dass Architektur in ihrer räumlichen Organisation immer auch soziale Verhältnisse abbildet. Gesellschaftliche Werte materialisieren sich in gebauter Form (vgl. Hehl 2018, S. 174). Gentrifizierung oder die räumliche Trennung bestimmter sozialer Schichten, Religionen oder Ethnien machen kulturelle Transfers unmöglich.

Um die Lernenden für diese sozialräumlich bedingten Gefälle zu sensibilisieren, sollten sich die Schülerinnen und Schüler zunächst spontan anhand der folgenden These positionieren: „Architektur beeinflusst die Art, wie wir als Gesellschaft zusammenleben.“

Im Auswertungsgespräch gerieten unterschiedliche Wohnformen in den Blick, die soziale Verhältnisse zwischen Arm und Reich oder Stadt und Land spiegeln und

in Pandemiezeiten besonders sichtbar wurden.

Öffentliche Räume und halböffentliche Institutionen, wie z. B. Schulen, unterliegen auch über diese konkreten Beispiele hinaus bestimmten Nutzungsregeln, die auf den Werten der herrschenden Regierungsorgane basieren und durch diese autorisiert werden (Stavrides 2018, S. 17).

Um dies zu verdeutlichen, erhielt der Kurs anschließend den Arbeitsauftrag, die Nutzung öffentlicher Räume genauer zu analysieren. Dem ging eine Klärung des Begriffs „öffentlicher Raum“ voran (Kasten 3).

Die Schülerinnen und Schüler führten im Anschluss Sozialraumanalysen unterschiedlicher Orte durch. Die Ergebnisse wurden durch Zeichnungen, Collagen und deskriptive Beschreibungen des Ortes dokumentiert.

Raumanalysen

Die Jugendlichen haben sich bei ihren Analysen für ganz unterschiedliche öffentliche Räume entschieden:

- Die Darstellung verbotener Nutzungspraktiken auf einem Friedhof (Abb. 1) gab in der Auswertung Anlass zur Reflexion über durch christliche Wertvorstellungen geprägte Bestattungspraktiken und Glaubensvorstellungen. Diese werden anhand der Nutzungsregeln auf Verbotsschildern durchge-



Foto: © Johanna Tewes

3 | Unterrichtswerk (Jg. 11): Darstellung der Nutzungspraktiken im Museum

setzt, ohne dass der dahinterstehende Kontext erkennbar wird.

- Die Nutzungsregeln der Herbertstraße in Hamburg (Abb. 2) verdeutlichen demgegenüber sozialräumliche Trennungen, die an der Kategorie Geschlecht festgemacht werden.

1 Organisationshinweise zur Unterrichtsgestaltung

Die Unterrichtsreihe war für zehn Wochen konzipiert und fand zu einem Großteil in der Zeit des Distanzunterrichts statt. Aus diesem Grund waren die 180 Minuten Unterrichtszeit pro Woche so aufgeteilt, dass regelhaft einmal pro Woche für maximal eine Stunde eine Videokonferenz mit dem Kurs stattfand, um Input/Instruktionen zu geben, Zwischenstände zu besprechen oder Arbeitsergebnisse gemeinsam auszuwerten. Der Rest der Unterrichtszeit sollte als eigenverantwortliche Arbeitszeit genutzt werden. Außerdem kamen begleitend eine Lernplattform und ergänzende kollaborative Tools zum Einsatz. Weiterführende Informations- und Recherchematerialien wurden so aufbereitet, dass die gemeinsame Unterrichtszeit in Videopräsenz durch Vorbereitung nach dem Flipped-Classroom-Prinzip oder durch Arbeiten in Breakout Rooms möglichst effizient und abwechslungsreich genutzt werden konnte.

Wie sehr ist das Zusammenleben in Hamburg durch folgende Merkmale geprägt?



4 | Ergebnisse der Bewertung der Frage: „Wie sehr ist das Zusammenleben in Hamburg durch folgende Merkmale geprägt?“

- Die Analyse der in Museen (Abb. 3) geltenden Regeln veranschaulichten den besonderen gesellschaftlichen Status von Kunst, die durch entsprechende Bauten („Museen als Kathedralen der Moderne“) geschützt und präsentiert wird.

Bei der Auswertung der Ergebnisse wurde deutlich, dass es den Lernenden schwer fiel, einen Transfer von den konkreten Nutzungsregeln hin zu den dahinterstehenden gesellschaftlichen Werten zu leisten. In einer Mentimeter-Umfrage beschäftigte sich der Kurs mit der Frage,

wie sehr das Zusammenleben in Hamburg durch bestimmte Merkmale geprägt ist (Abb. 4).

Anschließend besprachen wir am Beispiel eines Einkaufszentrums noch einmal gemeinsam, inwiefern die architektonische Anlage – das Lenken der Besucherströme, der Umgang mit unerwünschten Besucherinnen und Besuchern – von kommerziellen Interessen der Gewinnmaximierung usw. bestimmt ist.

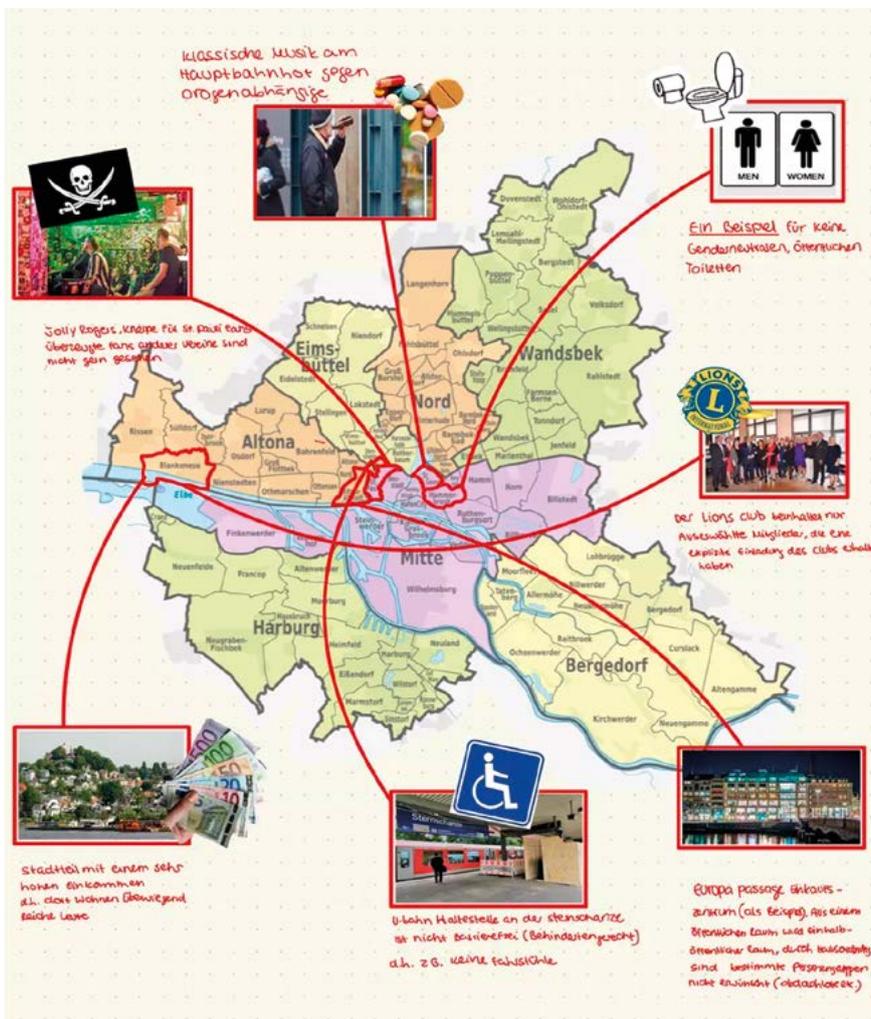
Strategien der Ein- und Ausgrenzung im öffentlichen Raum

Anknüpfend an die Recherchen zu den Nutzungsregeln arbeitete sich der Kurs anhand eines Infotextes (Interboro Partners 2020) und der entsprechenden Webseite (<https://www.interboropartners.com/projects/the-arsenal-of-exclusion-inclusion>) eigenständig in die Hintergründe der Arbeit *The Arsenal of Exclusion & Inclusion* ein. Ergänzend besprachen wir im Unterricht die Rauminstallation *The Garden of Privatised Delights* aus dem britischen Pavillon der Architekturbieniale von Venedig 2021 (<https://venicebiennale.britishcouncil.org/the-garden-of-privatised-delights>). Diese umfasst ein Arrangement von sechs privatisierten öffentlichen Räumen, die durch ihre farbenprächtigen und referenziellen Inszenierungen Begehrlichkeiten wecken und stören.

Darauf aufbauend erhielten die Schülerinnen und Schüler den Arbeitsauftrag, für Hamburg einen Atlas anzulegen, der Orte und Formen der Inklusion und Exklusion zeigt (Abb. 5–8).

Als Anregung zur praktischen Umsetzung dienten Mental Maps und künstlerisch gestaltete Karten, z. B. die Werke von Jan Rothuizen: *A Soft Atlas Of Amsterdam* (2014), Eugene Turner: *Life in Los Angeles*

- 5 | Unterrichtswerk (Jg. 11): Diese Karte zeigt Beispiele für exkludierende Orte in Hamburg, z. B.: klassische Musik am Hauptbahnhof, um Drogenabhängige fernzuhalten, fehlende genderneutrale Toiletten, nicht barrierefreie U-Bahnhöfe, exklusive Clubs und Wohngebiete oder eine Kneipe speziell für Fans des FC St. Pauli.



Screenshot: © Johanna Tewes

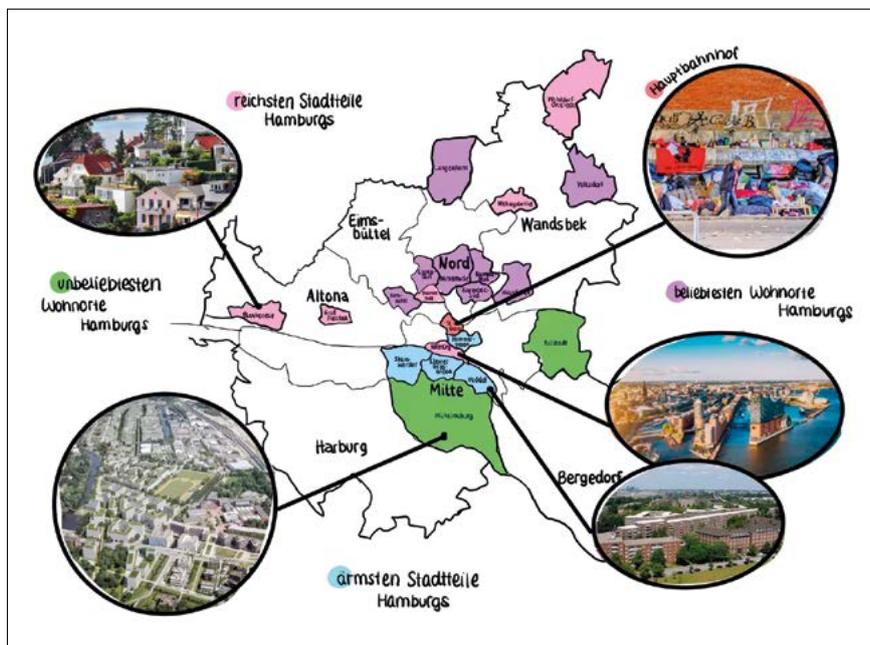
Foto: © Johanna Tewes

(1971), Öyvind Fahlström: *Sketch for World Map* (1972) und Lars Arrhenius A–Z (2002).

Common Spaces aushandeln

Um zu verdeutlichen, wie sich Common Spaces von öffentlichen Räumen unterscheiden und in welchem Zusammenhang dies mit kulturellen Gewohnheiten steht, begann der Einstieg in den neuen Thementeil mit einer Übung auf dem Conceptboard. Dies ist ein digitales Whiteboard, auf dem mit verschiedenen Werkzeugen kollaborativ gearbeitet werden kann. Hier sollte jeder im Kurs eine individuelle zeichnerische Markierung

Foto: © Johanna Tewes



6 | Unterrichtswerk (Jg. 11): Auf dieser Karte sind farblich markiert die reichsten (rosa), ärmsten (blau), beliebtesten (violett) und unbeliebtesten (grün) Stadtteile Hamburgs zu sehen.

2

Commoning

Der Begriff Commoning wird dem Historiker Peter Linebaugh zugeschrieben. Er formuliert alternative Vorstellungen zum kapitalistischen Wirtschaften und bezieht sich auf einen Zustand vor den historischen Privatisierungsprozessen.

Commoning („Gemeinschaften“) wird verstanden als ein Verb, das Prozesse beschreibt: „Es bezeichnet Zustände, Situationen und Beziehungen anstelle von Dingen. Begreift man Gemeinschaften als eine Reihe sozialer Praktiken, dann wird klar, wie diese Idee das Verständnis dessen beeinflusst, wie Raum zu einem Gemeingut werden könnte.“ (Stavrides 2018, S. 15).

In Bezug auf die Gestaltung des öffentlichen Raums geht es nicht um Formen der Gleichschaltung von Individuen durch eine sozialräumliche (Um-)Organisation. Vielmehr geht es um das Schaffen von Möglichkeitsräumen, die es zulassen, dass sich bestehende Gesellschaften nicht fortwährend durch ihre gebaute Umwelt reproduzieren, sondern ihre gewohnten kulturellen Praktiken ändern, um Platz für Neuerungen zu generieren.

Dabei spielen kulturelle Transfers im Sinne von Differenzenerfahrungen, Begegnungen in inklusiven Settings und das gemeinschaftliche Aushandeln von Entscheidungen in heterogenen Gruppen eine zentrale Rolle.

Hier knüpfen auch die Erzählungen des Künstlerkollektivs ruangrupa an. lumbung avanciert auf der documenta fifteen zum zentralen Bild einer Gesellschaftsform, die kollektiv agiert und Commoning betreibt. Die traditionellen indonesischen Scheunen, die der Begriff bezeichnet, enthalten gemeinsam nutzbare Ressourcen. Die symbolisch aufgeladenen Hütten werden als Indikator eines Gesellschafts-systems interpretiert, das sich durch Gemeinschaft, Geborgenheit und Fürsorge auszeichnet. Nach der Lesart von ruangrupa, dienen sie als sozialer Knotenpunkt im öffentlichen Raum. Dies manifestiert

sich in der architektonischen Form der Scheunen: Sie stehen auf Holzpfehlern und erzeugen einen Raum, welcher der Gemeinschaft als Treffpunkt dient. Dieses Bild der gemeinsam genutzten Ressourcen in einer einfachen Hütte zeichnet sich durch folkloristische Qualitäten aus und spiegelt auch die Wünsche und Hoffnungen der Europäer wider, die nicht unbedingt mit der historischen Funktion der Reisspeicher übereinstimmen (vgl. von Brevern 2021). Hier findet sich die derzeit viel diskutierte Auffassung wieder, die architektonische Gestaltung des öffentlichen Raums sei Ausdruck der jeweiligen sozialen Ordnung. Eingriffe in diese Strukturen, so die Hoffnung, schaffen ein Bewusstsein für diese Zusammenhänge und ermöglichen Interaktionen und Transfers, die auf Selbstermächtigung zielen und wiederum Grundlage einer neuen gemeinschaftsstiftenden sozialen Form werden sollen.

Initiativen und Kollektive, die in der Stadtteilarbeit tätig sind, versuchen genau das. Urban Gardening Projekte, Repair Cafés und vergleichbare Konzepte schaffen Freiräume in der Stadt, die es der heterogenen Anwohnerschaft ermöglichen, gemeinsam zu agieren und ihren Stadtraum aktiv, selbstbestimmt und bedarfsorientiert mitzugestalten und weiterzuentwickeln.

Im öffentlichen Raum schlagen sich diese Ansätze in der Gestaltung von Plätzen und Grünflächen wieder. Sie sollen so konzipiert sein, dass unterschiedliche soziale Schichten in Kontakt kommen. Dieser kulturelle Austausch geschieht mit der Absicht, eine positive gesellschaftliche Entwicklung einzuleiten.

Literatur

Stavrides, Stavros: Common Space: Die Stadt als Gemeingut. Eine Einführung. In: ARCH+, Nr. 232 / 2018, S. 14 ff.
von Brevern, Jan: Die Rückkehr der Scheune. Merkur, 23. September 2021.



7 | Unterrichtswerk (Jg. 11):
Auf dieser Karte sind inklusive Viertel in Hamburg dargestellt.



(z. B. Herz, Stern, Kreis, Spirale ...) und Farbe wählen. Anschließend lautete die Aufgabe, in 30 Sekunden mit diesem individuellen Zeichen durch Malen, Schreiben, Kopieren usw. so viel Raum auf dem Board einzunehmen, wie möglich.

Das Ergebnis (Abb. 9) legte zahlreiche sozialräumliche Praktiken offen: Manche nahmen durch dicke Markierungen große Bereiche in Anspruch, andere zeichneten ihre Markierungen weitab von allen anderen und nutzten die Unbegrenztheit der Fläche. Die einen konnten aufgrund der Komplexität ihrer Formen nur sehr wenig Raum für sich beanspruchen, andere begannen, die Spuren der Mitschülerinnen

und Mitschüler zu überschreiben. Forderungen nach Regeln wurden formuliert, die ich unkommentiert ließ.

In einer zweiten Runde war der zu beschreibende Raum durch ein Rechteck begrenzt (Abb. 10). Alle hatten aus den Erfahrungen des ersten Durchgangs gelernt, welche Strategien sich gut eignen, um in kürzester Zeit möglichst viel Raum einzunehmen. Der begrenzte Platz führte zu mehr Überschreibungen und zum Verlust der Formenvielfalt, da alle möglichst einfache Linien nutzten, um schnell viel Raum für sich zu beanspruchen.

Die Auswertung dieser Übung führte den Kurs mitten hinein in die Diskurse um Aushandlungsprozesse zwischen individuellen und gemeinschaftlichen Interessen, herrschenden Strukturen, die sich durchsetzen, und davon abweichenden, die verschwinden und deren Erhalt durch besondere Maßnahmen gesichert werden müsse.

8 | Unterrichtswerk (Jg. 11):
Diese Karte problematisiert am Beispiel der „Schimmelmannstraße“ die biografischen Verstrickungen ihres Namensgebers (der Kaufmann Heinrich Carl von Schimmelmann) in den kolonialen Waren- und Sklavenhandel des 18. Jahrhunderts.

Diese Erfahrung lässt sich auf die kulturellen Entwicklungen übertragen, denn auch hier zeigen sich ähnliche Phänomene und Verhaltensweisen – wenn es etwa um marktwirtschaftliche Konkurrenzkämpfe geht, in denen kleine Unternehmen durch große geschluckt oder verdrängt werden oder um den Wohnungsmarkt, der bezahlbaren Wohnraum in Großstädten immer knapper werden lässt. Weniger wirtschaftliche, marktkonforme oder dominierende Kulturproduktionen sind somit immer vom Verschwinden bedroht und damit auch die daran geknüpfte kulturelle Vielfalt.

Merkmale von Common Spaces

Anschließend erhielt der Kurs den Auftrag, das lumbung-Konzept von ruangrupa zu recherchieren. Welche Vorstellung hat die Gruppe von einem gemeinsamen Zusammenleben?

Anhand der nachfolgend aufgelisteten Grundprinzipien des gemeinschaftsstiftenden Prozesses innerhalb der Community, auf die die lumbung-Praxis zielt, diskutierten wir Merkmale, die Common Spaces kennzeichnen:

- Bereitstellung von Raum, um Ideen zu sammeln und zu erkunden,
- kollektive Entscheidungsfindung,
- Auflösung von Zentralisierung,

3

Was ist ein „öffentlicher Raum“?

Öffentlicher Raum kann nach Frey (2004, S. 223) in drei Typen unterteilt werden:

- „öffentliche Freiräume“, zu denen Parks, Spielplätze, die Straße, Wälder oder Grünflächen zählen,
- „öffentlich zugängliche verhäuslichte Räume“, wie Kaufhäuser, Einkaufszentren und Bahnhöfe,
- institutionalisierte öffentliche Räume, wie Schulräume, Vereinsräume, Sportanlagen oder Kirchenräume.

Öffentliche Räume hinsichtlich ihrer Nutzungsbedingungen analysieren

Wählt einen öffentlichen Raum und analysiert die Nutzung dieses Ortes anhand der folgenden Leitfragen:

- Welche Nutzung ist für den Ort vorgesehen?
- Wie wird er tatsächlich genutzt?
- Wer bestimmt und reguliert die Nutzung? Was passiert bei Verstößen?
- Welche Funktion / Absicht ist mit den Nutzungsregeln verbunden?
- Auf welchen kulturellen Werten basieren die Nutzungsregeln?

- Spiel zwischen Formalitäten und Informalitäten,
- Organisation von Zusammenkünften und Treffpunkten,
- bewusster Umgang mit Architektur,
- räumliche Aktivität zur Anregung von Gesprächen,
- Schmelztiegel für jedermanns Gedanken, Energien und Ideen (Statement ruangrupa 2020).

Im Gesprächsverlauf wurden weitere Ideen und konkrete Beispiele gesammelt, wie gemeinsame Räume beschaffen sein

sollten, in denen Treffen, Gespräche und informelle Praktiken angeregt und ermöglicht werden, z. B. durch gemeinsame Koch-, Kunst- oder Warentauschaktionen, bei denen immer auch kulturelle Transfers eine Rolle spielen.

Konkretisierung anhand von Beispielkonzepten

In der daran anschließenden Gruppenarbeitsphase beschäftigte sich der Kurs mit sechs Modellprojekten:

- PlanBude Hamburg,
- Kalkbreite und Zwicky Süd in Zürich,
- R-URBAN in Frankreich,
- Grandby Workshop in Liverpool,
- Dragon Court Village in Japan.

Die Gruppen hatten die Aufgabe, die Merkmale von Common Spaces anhand der Beispiele zu diskutieren.

Der konkrete Arbeitsauftrag lautete, sich eines der Modellprojekte auszusuchen und hierzu eine PowerPoint-Präsentation vorzubereiten, um das Projekt in einem Kurzvortrag anhand der folgenden Leitfragen im Plenum vorzustellen:

- Was ist der Grundgedanke des Projekts?
- Wie wird Gemeinschaftlichkeit hier organisiert?

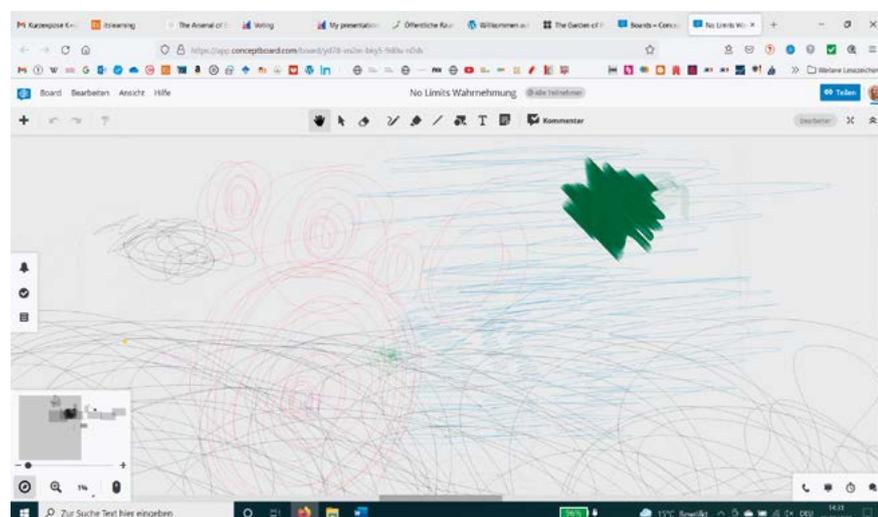


Foto: © Johanna Tewes

9 | Unterrichtswerk (Jg. 11): Ausschnitt der individuellen Zeichenspuren auf dem Conceptboard



Foto: © Johanna Tewes

10 | Unterrichtswerk (Jg. 11):
Ergebnis mit Verdichtung des Bewegungsradius auf eine beschränkte Fläche – das Zeichen mit dem dicksten Werkzeugstrich dominiert.

- An welchen Merkmalen in der Architektur wird sie deutlich?
- Welche Vorteile und Probleme ergeben sich?

Die Projekte waren so ausgewählt, dass in ihnen verschiedene Facetten von Common Spaces im Sinne baulicher Maßnahmen, die bestimmte kulturelle Praktiken fördern, zum Ausdruck kommen.

So zeichnet sich das Projekt „PlanBude Hamburg“ dadurch aus, dass die Bewohnerinnen und Bewohner von St. Pauli mit ihrem Wissen und ihren Ideen an der Planung städtebaulicher Veränderungen in ihrem Kiez beteiligt wurden. Am Beispiel der Genossenschaftswohnprojekte „Kalkbreite“ und „Zwicky Süd“ kann verdeutlicht werden, wie durch Subventionierungs- und Solidaritätsfonds flexible Wohnungsformate in Kombination mit der bedarfsorientierten Bereitstellung gemeinschaftlicher Flächen wie Gemeinschaftsküchen, Werkzeugdepots und Co-Working-Spaces sowie die Bewirtschaftung gewerblicher Flächen durch die Bewohnerinnen und Bewohner eine wirtschaftliche, kulturelle und ethnische Vielfalt etabliert werden kann.

Bei der Initiative „R-URBAN“ stehen vor allem Aspekte der Nachhaltigkeit und der Resilienz im Vordergrund. Das Recycling-Lab ist darauf angelegt, Stadtbewohnerinnen und -bewohner dazu zu befähigen, ihren Verbrauch an Nahrungsmitteln, Energie und Waren durch Eigenproduktion im angeschlossenen Landwirtschaftsbetrieb und Gemeinschaftsgarten sowie in weiteren Bildungs- und Kulturräumen selbst zu decken.

Der „Grandby Workshop“ zeigt, wie Anwohnerinnen und Anwohner in Eigenregie

ein heruntergekommenes Straßenviertel in Liverpool renovierten und seither gemeinschaftlich nutzen. Dazu gehört u. a. die Gründung eines Sozialunternehmens, das die Altmaterialien aus den Abbruchhäusern durch Upcycling zu Keramiken und Haushaltsgegenständen (z. B. Teller, Türgriffe oder Kamine) verarbeitet. Dies ermöglicht eine lokale Kreislaufwirtschaft und schafft neue Beschäftigungsperspektiven.

Das „Dragon Court Village“ steht durch seinen dorffartigen Grundriss gegen Vereinzelung und für ein generationenübergreifendes Miteinander. Dies wird zusätzlich durch einen großen Anteil

an Gemeinschaftsflächen befördert (alle Projekte sind dokumentiert in: Gatti et al. 2018, S. 140 ff.).

Zusammenleben gemeinschaftlich organisieren – kann das funktionieren?

Ergänzend zu der Besprechung der Modellprojekte hatte ich eine ehemalige Schülerin per Videokonferenz in den Kurs eingeladen. Sie lebt seit einigen Jahren mit ihrem Mann und zwei Kindern auf dem „Gut Möglich“, einer 2017 gegründeten Landkommune im Sauerland (<https://www.kommune-gut-moeglich.de/>).

Das Projekt wird entlang der Bedürfnisse der zwölf Bewohnerinnen und Bewohner permanent weiterentwickelt und zeichnet sich aus durch: gemeinsame Einkommensökonomie, Selbermachen, von- und miteinander Lernen, eine Alltagsgestaltung zwischen Privatsphäre und Gemeinschaftsleben, Mehrgenerationenwohnen, gemeinschaftliche Entscheidungsfindung und Nachhaltigkeit.

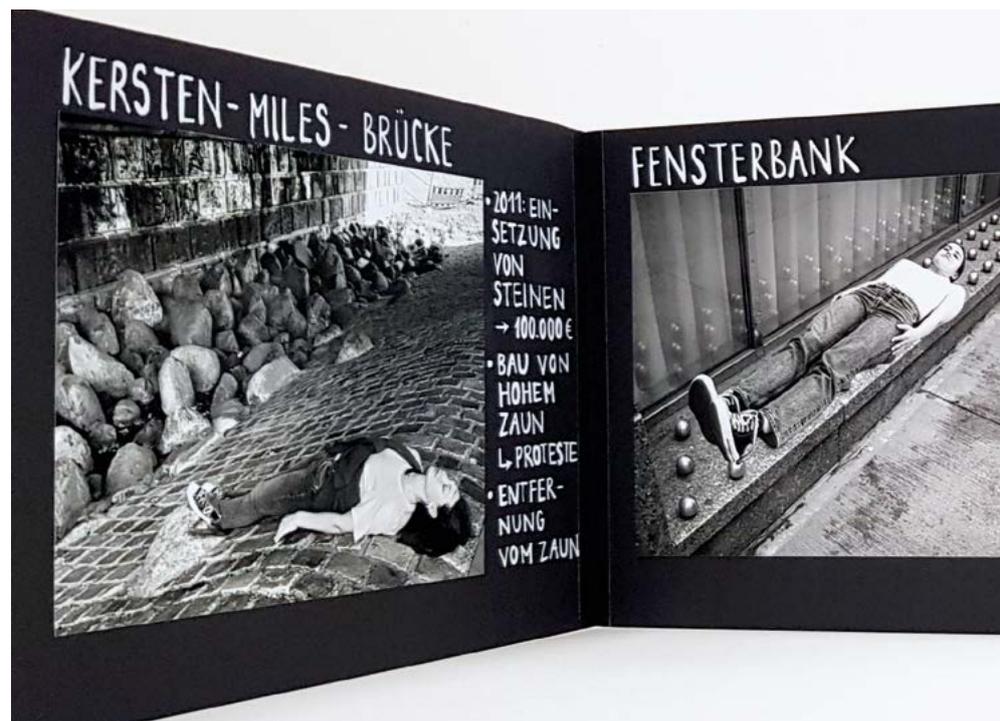


Foto: © Johanna Tewes

Besonders interessierte den Kurs die konkrete Umsetzung und die dabei entstehenden Herausforderungen einer gemeinschaftlichen Organisation im Alltag, z. B. in Bezug auf eine demokratische Konsensbildung. Es wurde deutlich, dass gemeinschaftliche Aushandlungsprozesse auch Schwierigkeiten mit sich bringen. Das dauerhafte Aushandeln von unterschiedlichen Interessen beansprucht viel Zeit, Energie, persönliche Beteiligung und Ressourcen und benötigt transparente Strukturen zur Konsensbildung. Kulturelle Transfers spielen hier eine Rolle, da sie Möglichkeitsräume und Blickfelder für alternative Lebensmodelle eröffnen und somit Vielfalt produzieren. Dies kann aber gleichzeitig auch einen überfordernden Charakter haben, denn gemeinschaftliche Prozesse stellen die eigenen Grenzen, Interessen und Gewohnheiten permanent infrage und alle Beteiligten müssen für sich klären, wie weit sie bereit sind, sich in diese schwierigen und anstrengenden Prozesse des Commonings einzubringen.

Etwa ein Drittel des Kurses konnte sich anschließend vorstellen, zumindest für eine gewisse Zeit in einer Kommune zu

leben, ein Drittel war unentschieden und ein Drittel lehnte diese Idee eher ab, da sie Zweifel daran hegten, dass dies (für sie) funktionieren könne.

Konzepte des Commonings auf die eigene Umwelt anwenden

Die bisher dargestellten theoretischen und praktischen Vorarbeiten mündeten schließlich in einer interessensdifferenzierten Aufgabenstellung:

- Wähle einen spannungsreichen öffentlichen Raum in deiner Umgebung.
- Wer lebt hier und wie?
- Wo gibt es soziale Probleme (Inklusion/Exklusion), was könnte man ändern?
- Gibt es architektonische Merkmale, die auf die Inklusion oder Exklusion sozialer Gruppen schließen lassen?

An dieser Stelle wird nur ein exemplarisches Ergebnis vorgestellt. Zwei Schülerinnen führten das *Arsenal of Exclusion & Inclusion* weiter und fotografierten Orte, deren Nutzung vonseiten der Stadt durch bewusste Modifikationen gesteuert wird.

Sie montierten die Fotografien der Orte auf die Vorderseite eines Leporellos und befragten Passantinnen und Passanten, ob sie die Funktion der architektonischen Elemente auf den Bildern kennen. Auf der Rückseite des Leporellos waren Fotografien mit der Auflösung angebracht, wodurch die exkludierenden Effekte deutlich werden (Abb. 11). Die Eisennoppen auf einem Fensterbrett haben beispielsweise die Funktion, Obdachlose fernzuhalten.

Literatur

- Frey, Oliver: Urbane öffentliche Räume als Aneignungsräume. Lernorte eines konkreten Urbanismus? In: Deinet U./Reutlinger C. (Hg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte. Wiesbaden 2004, S. 219ff.
- Gatti, Mirko et al. (Hg.): An Atlas of Commoning: Orte des Gemeinschaftens. In: ARCH+, Nr. 232/2018.
- Hehl, Rainer: Kollektive Raumbildung und symbolisches Kapital. Über Korrelationen zwischen sozialer Organisation und räumlicher Form. In: ARCH+, Nr. 232/2018, S. 174ff.
- Harmon, Katharine: The Map As Art. Contemporary Artists Explore Cartography. New York 2009.
- Interboro Partners: The Arsenal of Exclusion & Inclusion. In: ARCH+, Nr. 238/2020, S. 126ff.
- Schott, Christina: ruangrupa. Und jetzt alle. In: Monopol, 11/2021, S. 48ff.
- Stavrides, Stavros: Common Space: Die Stadt als Gemeingut. Eine Einführung. In: ARCH+, Nr. 232/2018, S. 14ff.
- ruangrupa: lumbung. Kurzkonzept von ruangrupa für die documenta 15, Pressemitteilung 2020. <https://universes.art/de/documenta/2022/short-concept/>



11 | Unterrichtswerk (Jg. 11):

Leporello zu exkludierenden Orten in Hamburg mit Darstellung der Ergebnisse aus der Umfrage mit Passantinnen und Passanten zum Thema